

dass der „politische Katholizismus“ viel säkularer ist als erwartet, während die säkularistischen Kräfte auf starke katholische Grundprägungen zurückgreifen. Die Auseinandersetzung mit der populistischen Instrumentalisierung des Kreuzes ruft Spannungen mit der katholischen Hierarchie hervor, die dieses Agieren als blasphemisch kritisiert.

W. hat eine sehr lesenswerte, material- und kenntnisreiche Studie vorgelegt, die Einsichten in den Bedeutungs- und Funktionswandel eines zentralen politisch-kulturellen Symbols ermöglicht. Es ist der Tonalität der Arbeit anzumerken, dass sie stark von den politischen Auseinandersetzungen der PiS-Zeit geprägt ist. Das mag auch erklären, warum das Bild des Katholizismus und insbesondere des Episkopats bisweilen etwas holzschnittartig ausfällt. Das mindert aber nicht die Verdienste dieser Studie. Allein die Entscheidung der Autorin, die höchst traumatischen Phasen der Okkupation und des Stalinismus auszulassen, vermag nicht zu überzeugen. Vermutlich liegt in einem sozial-psychologischen Blick auf diese Zeit und die aus ihr erwachsenden Prägungen und Bedürfnisse ein wichtiger weiterer Schlüssel zum Verständnis des Eros des Kreuzes als politisch-kulturellem Symbol.

Berlin

Jörg Lüer

Frank Rochow: Architektur und Staatsbildung. Festungsbauten als Instrument habsburgischer Herrschaft in Krakau und Lemberg. (Polen: Kultur – Geschichte – Gesellschaft, Bd. 8.) Wallstein. Göttingen 2024. 347 S., Ill. ISBN 978-3-8353-5506-4. (€ 39,-.)

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Architektur ist ein Paradebeispiel für transdisziplinäre Forschung, denn unser Verständnis für Gebautes wird fragmentarisch bleiben, wenn wir es nur kunsthistorisch, etwa stilgeschichtlich, betrachten. Ebenso fragmentarisch wäre es, wenn wir es nur als sozialen Ausdruck verstünden – denn Architektur hat immer eine spezifische Form, die nicht zufällig entstanden ist. Sich in den komplexen Strukturen und Prozessen staatlicher Verwaltungen zu orientieren, die für Bauagenden zuständig waren, und daraus Erkenntnisse zur Aussagefähigkeit von Architektur zu gewinnen, mag Kunsthistoriker:innen, deren Auge auf die Form geschult ist, schwerer fallen als spezifisch ausgebildeten Historiker:innen. Daher ist es ein großer Gewinn, wenn Historiker:innen wie Frank Rochow mit ihrer Themenwahl eine Brücke zur (kunsthistorischen) Architekturgeschichte schlagen. Dabei befasst er sich mit einem Themenkomplex, der militärischen Architektur, die für die klassische Architekturgeschichte (abgesehen vom Befestigungsbau der Renaissance) leider ein Randthema darstellt.

R. geht es in seinem Buch zu den Festungsbauten in Krakau und Lemberg weniger um deren formale Erscheinung als vielmehr um das soziale Gefüge, das diese Bauten entstehen ließ. Er bettet sie in den „beschleunigten“ Staatsbildungsprozess der Habsburgermonarchie (S. 71) ein, als mit dem jungen Kaiser Franz Joseph I. die Erschütterungen des Revolutionsjahres 1848 durch zentral gesteuerte Reformen zu besänftigen versucht wurden. Dabei beschränkt er sich auf die kurze Zeitspanne der frühen 1850er Jahre, des Neoabsolutismus. Er beleuchtet den Versuch der Machtzentrale, auf das gesamte Staatsgebiet zuzugreifen, und untersucht, welche Strukturen und Entscheidungsgewalten dafür eingerichtet wurden und wie dieses System funktionierte. Dabei fällt gerade in der Gegenüberstellung der Geschehnisse in Lemberg mit denen in Krakau auf, wie sehr die habsburgische Staatsmacht (zumindest in ihren militärischen Bereichen) ortsspezifisch zwischen autoritärem Zugriff und Berücksichtigung von Partikularinteressen schwankte. R. zeigt einerseits die autoritäre Entscheidungsgewalt der zentralen Behörden in der Haupt- und Residenzstadt Wien und andererseits die pragmatischere Lösungssuche, die untergeordnete Stellen in der Provinz an den Tag legten bzw. legen mussten. Die übergeordneten Stellen mussten sich oft aus Unkenntnis der Umstände vor Ort auf die Expertise dieser untergeordneten Stellen verlassen. Indem R. auch die lokalen und zivilen Institutionen in Lemberg und Krakau behandelt, ist sein Buch ein lehrreiches Beispiel dafür, wie man den Blick sowohl auf die Makro- als auch auf die Mikroebene richten kann. Interessant sind R.s Unter-

suchungen vor allem in Bezug auf jene Strukturen (z. B. der Bauverwaltung), die der höchst zentralistisch agierende Joseph II. im Sinn der Optimierung des Staatswesens etablieren wollte und die wegen der Langwierigkeit der daraus resultierenden Behördenwege zumindest partiell wieder zurückgenommen werden mussten. Diese historische Kontextualisierung liefert R. leider nicht, wie er auch andere größere Zusammenhänge nicht eigens thematisiert, an denen sich die Auswirkungen hätten festmachen lassen, etwa die Bedeutung der Vorgänge in der militärischen Bauverwaltung für die Organisationsstruktur der für die Wiener Ringstraße zuständigen Institutionen.

R. legt großes Augenmerk auf die methodisch-theoretische Fundierung seines Buches, die dem politikwissenschaftlichen Ansatz der Politikfeldanalyse folgend die inhaltliche Gliederung vorgibt. Das erste Kapitel schildert die politische, militärische und administrative Ausgangslage: die historische Entwicklung der Monarchie um das Jahr 1848, die Bedeutung des Militärs für die neoabsolutistische Monarchie und die Einordnung Galiziens in den Gesamtstaat vor allem in wirtschaftlicher und administrativer Hinsicht. Im zweiten Kapitel behandelt R. die Ziele und Pläne, die der Staat in Galizien verfolgte (etwa zu der Frage, welche militärische Rolle Galizien und seine Befestigungen zum Schutz gegen innere wie äußere Feinde einnehmen sollten), stellt die staatlichen Akteure vor (sowohl Personen als auch Institutionen), erklärt die Strukturen der verschiedenen Hierarchieebenen und beschreibt die in Gang gesetzten Handlungen (etwa den Bau der Zitadelle in Lemberg). Im dritten Kapitel kommt er auf die Aktionen und Reaktionen der lokalen Bevölkerung zu sprechen. Wie betrafen militärische Bauprojekte den jeweiligen Wirtschaftsstandort etwa hinsichtlich der Beschaffung von Baumaterial, der Beschäftigung von Arbeitskräften oder der Enteignung von Grundstücken? Auch befasst er sich mit Fragen der lokalen politischen Identität (besonders aussagekräftig am Beispiel des Kościuszkohügels in Krakau). Im letzten Kapitel fragt R. nach den Einschätzungen der Baumaßnahmen durch die zivile Öffentlichkeit vor Ort: Wie sehr wurden sie als Symbol politischer Unterdrückung wahrgenommen, bzw. wie versuchte die Zentralmacht etwa durch Benennungen von Straßen oder Gebäuden ihre Autorität vor Ort zu manifestieren?

Wichtige Erkenntnisse, die R. in seiner Studie liefert, sind zweifellos der durchaus ambivalente Umgang der absolutistisch agierenden habsburgischen Staatsmacht mit den Bedingungen vor Ort. Sie konnte und wollte nicht einfach über die Köpfe der Bevölkerung hinweg entscheiden, sondern trat in eine Interaktion mit ihr, die je nach Anlass sowohl repressiv als auch entgegenkommend sein konnte, um die „Kooperation mit lokalen Akteur:innen“ (S. 304) nicht zu gefährden. Einmal mehr lernen wir, dass die Verwaltung dieses so vielfältigen und heterogenen Staates sehr flexibel auf individuelle Herausforderungen reagieren musste – selbst in Zeiten einer absolutistischen Herrschaftsauffassung mit dem unanfechtbaren Suprematieanspruch gerade des Militärs als Repräsentant kaiserlicher Staatsmacht. Dementsprechend lag die alleinige Entscheidungsgewalt zwar bei den obersten Staatsstellen wie der Generalguberniedirection, die jedoch ohne das Wissen, die Kompetenz und die Einschätzung selbst von Beamten, die weit unten im Verwaltungsapparat angeordnet waren, aufgrund deren „Informationsmonopols“ (S. 302) keine Entscheidungen treffen konnte. Ein weiteres Phänomen, das die Beamtenschaft der Habsburgermonarchie generell charakterisierte und das wir auch aus anderen staatlichen Geschäftsbereichen kennen, war, dass sie bestens ausgebildete Eliten darstellten und enge Netzwerke bildeten, die sowohl den persönlichen sozialen Umgang als auch ihr professionelles Agieren in dem Berufsfeld, für das sie zuständig waren, förderten. Bemerkenswert sind auch R.s Feststellungen hinsichtlich der Modernisierungsprozesse innerhalb der Monarchie: Auch wenn das habsburgische Militär konservativ agierte, weil es die traditionellen Machtverhältnisse zu erhalten helfen sollte, war es kein Widerspruch, die modernsten technologischen Entwicklungen für die eigenen Belange einzusetzen – nicht anders als das elektrische Licht und die Telefonleitungen im Inneren der jahrhundertealten Wiener Hofburg, die nach Außen unveränderbare Altherwürdigkeit ausstrahlen sollte.

Schade ist, dass R.s Buch ein Register fehlt – da es aber auch als E-book erhältlich ist, kann man natürlich darauf verzichten. Und schade, aber wohl finanziell begründet, ist, dass sein Buch nur wenig bebildert ist und dass gerade Stadtpläne so klein reproduziert sind, dass ihre Lesbarkeit sehr darunter leidet. Aufgrund seiner umfangreichen Archiv-recherchen bietet R.s Buch jedoch einen so reichen Fundus an Daten und Fakten, dass es für weitere Untersuchungen staatlichen Bauwesens in der Habsburgermonarchie von großem Nutzen sein wird.

Wien

Richard Kurdiovsky

Gábor Thoroczkay: The Historical Research on the Árpád Era. From the Austro-Hungarian Compromise (1867) to the Present Day. (Arpadiana, Bd. 17.) HUN-REN Research Centre for the Humanities. Budapest 2024. 260 S. ISBN 978-963-416-458-6. (Ft. 4500,-)

Der Autor, Mediävist an der Eötvös-Lorand-Universität in Budapest, gibt einen Überblick über die Geschichte der ungarischen Mittelalterforschung, ihrer Institutionen, Personen und Themen. Eingeleitet wird die Darstellung mit der Skizzierung der institutionellen Rahmenbedingungen mediävistischer Arbeit in Ungarn, einer Orientierung über die Universitäten und außeruniversitären Einrichtungen, die geschichtswissenschaftlichen Zeitschriften und das universitäre Qualifikationsmodell. Das zweite Kapitel bietet einen eingehenden Überblick über die Quellenpublikationen zur ungarischen Geschichte (Editionen der erzählenden Quellen und der Urkunden) und die Handbücher zur ungarischen Geschichte, wobei auch das Projekt der zehnbändigen Geschichte Ungarns (1976–1989), deren zweiter Band für die Zeit von 1242 bis 1526 nie erschienen ist, Erwähnung findet; im Anschluss folgt eine Vorstellung wichtiger Forschungsarbeiten und Monografien zu einzelnen geschichtswissenschaftlichen Teilbereichen. Insgesamt wird hier ein erschöpfender Überblick über Forschungsstand und Fragestellungen der ungarischen Mittelalterforschung geboten.

Im zweiten Teil des Buches liefert der Autor in fünf zeitlichen Abschnitten einen Abriss der Geschichte der ungarischen Forschung zur Árpádenzeit, einsetzend im letzten Drittel des 19. Jh. In der Zeitspanne 1867–1920 wurden Fragen der Bewertung der ältesten Geschichtsquellen, der gesellschaftlichen Schichtung und der Goldenen Bulle von 1222 angesprochen; prägende Forscher dieser Zeit waren Gyula Pauler, Henrik Marczali, János Karácsonyi und László Fejérfatay. Die Mediävistik der Zwischenkriegszeit (1920–1944), die unter dem Einfluss des sog. geistesgeschichtlichen Ansatzes stand, erarbeitete Editionen der erzählenden Quellen (*Scriptores rerum Hungaricarum*; *Gombos, Catalogus fontium*), konzentrierte sich auf Forschungen, die die Zeit Stephans des Heiligen betrafen, und konnte in mehreren Publikationsorganen in westlichen Sprachen eine breitere Fachöffentlichkeit erreichen. Prominente Historiker dieser Zeit waren Bálint Hóman, István Hajnal und Elemér Mályusz sowie die etwas jüngeren Péter Váczy, József Deér und Lóránd Szilágyi. Der dritte Zeitabschnitt betrifft die Jahre von 1945 bis 1956 und beleuchtet die wenigen Ansätze, marxistische Positionen in die ungarische Mediävistik einzubringen, wofür vor allem das Wirken von Erik Molnár, Emma Lederer und György Székely stand. Der vierte, umfangreichste Abschnitt für den Zeitraum von 1956 bis 1989/90 firmiert unter dem Leitbegriff der Re-Professionalisierung. Dieser Professionalisierungsschub implizierte auch eine allmähliche Lockerung ideologischer Vorgaben für die historische Forschung und eine Beachtung nationalgeschichtlicher Perspektiven auf die ältere Geschichte, was vor allem in der Diskussion um die dako-rumänische Kontinuitätsthese und in der Publikation der mehrbändigen, von Béla Köpeczi hrsg. Geschichte Siebenbürgens (1986, engl. Ausgabe 2001/02) Ausdruck fand. Als prägende Mediävisten dieser Jahre wird das Werk von György Györfy, Jenő Szűcs und József Gerics in Budapest skizziert, doch fällt in diese Jahre auch die Ausbildung mediävistischer Forschungszentren außerhalb der Hauptstadt, in Debrecen (László Solymosi), in Szeged (Gyula Kristó) und in Pécs (Márta Font). Die ungarische Emigration nach 1943/45 bzw. 1956 betraf auch die Mittelalterforschung;